

Eine Reise nach Venezuela

Vor zwei Jahren war ich in Madrid und verliebte mich in Venezuela.

Am achtundzwanzigsten Dezember startete ich aus Troisdorf nach Köln mit dem Auto, von dort nach Düsseldorf mit dem Zug, mit Air France nach Paris und schließlich nach Caracas. Zwanzig Stunden später sitze ich bei dreißig Grad im Schatten in der 5-Millionen-Einwohner-Stadt Caracas, der Hauptstadt Venezuelas an einem Cafe-Tisch. Vom Flughafen, am Strand, bis nach Caracas sind es nur ca. 20km, aber die Hauptstadt liegt neunhundert Meter höher. Hundert Meter Höhenunterschied senken Durchschnitt die Temperatur um ein Grad Celsius. Die Stadt ist also meist neun Grad kühler, als der Strand. Ein bemerkenswertes Wissen der spanischen Konquistadoren.

Mein Hotel Tampa ist mit 65.000 Bolivar, das sind etwa fünfundzwanzig Euro, aus einheimischer Sicht ein Mittelklassehotel und liegt im Zentrum von Caracas an einer Hauptverkehrsstraße. Bewaffnetes Sicherheitspersonal beschützt es vor Überfällen, wie nahezu jedes Geschäft sich vor Überfällen durch Wachpersonal schützt.

Nur kurz laufe ich durch die Straßen und besuche für ein paar Minuten eine Bar. Die fünf Stunden Zeitverschiebung machen sich durch mehrfaches Gähnen bemerkbar. Ich kehre rasch zum Hotel zurück und schlafe früh ein.

Am nächsten Morgen starte ich meine Expedition. Parallel zu meinem Hotel liegt die Einkaufsstraße Sabana Grande.

Rechts und links der Fußgängerzone stehen Geschäfte aller Art, ähnlich denen in Deutschland. In der Straßenmitte sorgen Hunderte von billigen und täglich auf- und abgebauten Verkaufsständen für Lärm und Leben. Auf dieser Straße sollte ich in zwei Tagen ein einschneidendes Erlebnis haben.

Ich mache mich auf dem Weg zu einem einige Kilometer entfernten Café. Gerade angekommen ruht sich auf meinem Tisch ein kleiner Schmetterling aus: dunkelbraun mit einem braun-orange-schwarzen Muster an den Flügeln. Während ich hier sitze ist es in Deutschland drei Grad über Null. Dort regnet und stürmt es und dieser kleine butterfly und ich lassen es sich gut gehen. Ich denke an Dürers Melancholia I und vertreibe den Gedanken im Angesicht der Hitze. Vor mir liegt der Briefwechsel zwischen Hans-Werner Henze und Ingeborg Bachmann. Am 31.10.1064 schreibt der homosexuelle Komponist Henze an seine Freundin, die Schriftstellerin

Ingeborg Bachmann „wie schrecklich alles für Dich ist, die Du nicht die Waffen des Zynismus hast“.

Ja, blicke ich von meinem Buch hoch: Zynismus ist eine Waffe.

Am Nachmittag suche ich eine Bar aus meinem Plan zu finden. Die erste Bar ist trotz guter Beschreibung nicht zu finden. Später erfahre ich: die Bar ist umgezogen.

Caracas Straßen bieten dem Europäer ein Problem: fast alle Häuser haben keine Hausnummer, die Straßen nur manchmal ein Straßenschild. Eine Beschreibung enthält deshalb meist die Worte „in der Nähe von“ und dann wird ein Gebäude genannt, dass auch nicht leicht zu finden ist. Vielleicht haben es Tokioter einfacher in diesem Asphalt-Dschungel.

Die Suche nach der zweiten Bar gestaltet sich ebenso schwierig. Nach kilometerlanger Suche finde ich endlich die kleine Straße und suche das blaue Haus in dem laut meinem Reiseführer die Bar untergebracht ist. Erfolglos.

Zurück im Hotel suche ich in einem spanischen Internetausdruck nach der richtigen Adresse. Dort ist man deutlicher: neben dem Beerdigungsinstitut!

Tags darauf treffe ich einen Bekannten. Er lebt in diesem Drei-Zimmer-Appartement mit seinem Bruder.

Nicht nur die Neobarock-Kirche gegenüber des Hauses erinnert mich daran: Venezuela ist ein katholisches Land. Mehrere schwere Eisengitter trennen den Müll vor dem Haus von den Bewohnern im Haus. Die Sommersonne schien in seinem Appartement auf einen grell geschmückten Plastik-Weihnachtsbaum, eine quietschbunte Lichterkette erzeugt Disco-Atmosphäre statt weihnachtlicher Besinnung. Aus den offenen Fenstern höre ich verschiedene Hifi-Anlagen der Nachbarn, hin und wieder deren Schreien und das Hupen der Autos auf der Straße.



Noch nie war ich in meinem Leben in einem derart lauten Land: Mieter hören laut Musik und lassen dennoch die Wohnungstür und alle Fenster weit offen. Ein Metallgitter bietet Schutz vor Einbrechern, lässt aber Treppenhausluft in die Wohnung.. Dazu läuft der Fernseher und gelegentlich wird gleichzeitig telefoniert.

Diese Geräusche mit hundert Mietparteien vervielfacht um den Lärm der Fußgänger, Autos, Busse und Roller auf der Straße zeigen mir südamerikanisches Temperament. Meine Neugierde ist groß, aber ich fühle auch: das hier ist nicht Deine Welt.

Nicht nur meinen Bekannten traf ich wieder. Ein jüdischer Briefmarkenhändler, 1944 aus einem spanischen Lager mit seinen Eltern nach Südamerika geflohen, fährt mich mit seinem Auto durch die luxuriöse Viertel der Hauptstadt auf den Berghängen. Hier sehe ich das Beverly Hills und St. Jan Cap Ferat von Caracas: weiße Prachtbauten im Stil der US-Villen des 19. Jahrhunderts von privatem Wachpersonal bewacht.

Hier wohnen die „happy few“, die den eigenen Reichtum nicht mehr zählen können. Er ist meist über Generationen gewachsen und verdankt seine Entstehung einem guten Geschäftssinn, meist durch Korruption und Ausbeutung gesteigert.

Zwei Prozent der Bevölkerung sind unermesslich reich, fünfzehn Prozent entsprechen unserer unteren Mittelschicht, der Rest sind die „have-nots“.

Am Silvesterabend gegen sieben Uhr spazieren wir wieder durch die noch stark besuchte Einkaufsstraße Sabana Grande.

Gedankenverloren schlendere ich an den Geschäfte lang, als sich plötzlich ein gerade einmal zwanzig Jahre alter und einen guten Kopf kleinerer Mann vor mich hinstellt und ein zweiter von hinten an der Zeitung in meiner Hand zieht. In den nächsten Sekunden geht alles sehr schnell. Ein Überfall! Meine Beine laufen glücklicherweise schneller, als meine Angst groß ist. Nach etwa zehn Metern, im Glauben durch die Menschen und das Licht geschützt, drehe ich mich nach Oscar um, der gerade sein Portemonnaie, seine Kreditkarte und seine Uhr übergibt. Ihn bedrohen zwei andere Rowdys mit einer Pistole. Nach erfolgreichem Coup laufen die Gangster in der anderen Richtung davon.

Meine Stimmung wäre auf dem Nullpunkt, aber Oscar merke ich keine größere Erregung an. Die Kreditkarte wird gesperrt und damit geht der Abend weiter.

Gegen einundzwanzig Uhr schließen alle Geschäfte und Bars. Trotz Silvester.

Für meinen Bekannten ist das völlig selbstverständlich, denn schließlich „wollen doch alle das neue Jahr zusammen mit der Familie verbringen“.

Manchmal laden mich Venezuelaner ein. Meine Versuche sie einzuladen scheiterten meist. Ist es südamerikanische Menschenfreundlichkeit? Ich fühle mich dabei unwohl. Beinahe täglich erlebe ich in Deutschland Freundlichkeit, der daraufhin Forderungen oder Wünsche folgen. Das verhärtet mich vielleicht unnötig, in jedem Fall macht es mich gegen spontane Sympathie skeptisch.

Sonntag Morgen, am zweiten Januar fahre ich zum Flughafen. Ich will nach Maracaibo, einer Drei-Millionen-Stadt im Osten der Republik. Aus dem Internet habe ich die Information, dass dort die längste Brücke der Welt sei und zugleich der längste Wasserfall, St. Angels Fall.

Maracaibo zieht mich noch aus anderen Gründen an. Es liegt nur fünfzig Kilometer von der Grenze zu Kolumbien entfernt. Kolumbien ist eines der beiden Länder auf der Welt, das zweite ist Moldawien, das ich mir nicht vorstellen kann jemals zu besuchen. In Maracaibo will ich diesem Land immerhin einmal so nahe wie möglich kommen. Bad things have a big attraction.

In Kolumbien, in Bogota, lebte fast sein ganzes Leben Don Nicolás Gómez Davila. Botho Strauß liest und lobt ihn. Martin Mosebach besuchte ihn neunzehnhundertdreiundneunzig in Bogota. Gómez Davila starb am siebzehnten Mai neunzehnhundertvierundneunzig.

Und wie Zbiegniew Herbert bei London an Piero della Francescos „Die Geburt denkt“, werde ich bei Maracaibao an Gomez Davila denken. Proust. Und seien Madeleine lassen grüßen.

Was kann ich zu Don Gomez Davila sagen? Ich wünsche mir, ich dürfte ihn einen Freund nennen. Er selbst nannte sich einen Reaktionär, weil dieser Begriff der einzige sei, den keine Partei zu ihren Mitgliedern zählen würde. Mich und mein Leben hätte er vermutlich ignoriert, im besten Falle abgelehnt.

Man bot ihm Präsident von Kolumbien zu werden. Er lehnte ab.

Seine Bücher erscheinen in deutscher Übersetzung in Auflagen von ein- bis dreitausend Stück im deutschnational gesinnten Karolinger Verlag aus Wien. Immerhin ist er bekannt genug, dass Harald Schmidt von ihm berichtet mit dem festen Wissen, dass niemand seiner Zuschauer im Studio ihn gelesen hat. Was Feyerabend ironisch formuliert, Davila schreibt dagegen pathetisch an. Gegen die Beliebigkeit, für Werte. Gegen Kapitalismus und Kommunismus, für den Glauben an Gott.

Aber noch bin ich in Caracas. Am Flughafen lernte ich Adrian kennen. Er ist fünfundzwanzig Jahre alt, ist fast so groß wie ich, einen Meter neunzig, ein europäisches Gesicht. Er und seine Familie kommen aus Caracas. Er arbeitet aber seit einigen Monaten als Ingenieur bei einem Bergwerksunternehmen in Maracaibo.

Bald lern ich auch eine gleichaltrige Kauffrau kennen. Sie stammt aus Lima in Peru, arbeitet aber schon seit einigen Jahren hier. Nach Ihrem Studium und einer Arbeit bei AIESEC war sie in der Lebensmittelproduktion, jetzt arbeitet sie für einen Shrimps-Grosshandel. Sie schlägt uns nach der Ankunft vor doch noch am gleichen Tag zur Lagune nach Sinamaica zu fahren und wir beiden stimmen freudig zu.

Die Lagune liegt ca. eine Stunde Autofahrt nördlich von Maracaibo. Wir brauchen knapp zwei Stunden für die kurze Strecke, weil der Taxifahrer sehr individuelle Wege fährt und wegen einer Polizeikontrolle. Dreißig Prozent des kolumbianischen Kokains wird über Venezuela transportiert und wir sind nur fünfzig Minuten von der kolumbianischen Grenze entfernt. Unsere Gruppe ist einfach zu ungewöhnlich: eine peruanische Kauffrau, ein Ingenieur aus Caracas und ein Mann aus Deutschland erscheinen selten an dieser Straßenkontrolle.

Gleich nach dem Ausstieg überfällt uns ein Moskitoschwarm, der sich begierig auf meine bloßen Arme und Fußknöchel wirft. Noch Tage später habe ich den ganzen Unterarm übersät mit Einstichen, die zu kleinen Pickeln heranwachsen.

Sinamaica ist ein Pfahldorf, eines wie es früher viele gab. Kolumbus hatte das Land bereits 1498 entdeckt. Dreißig Jahre später sah Amerigo Vespucci diese Pfahlbauten im Wasser, die ihn an Venezia, Venedig, erinnerten und gab dem Land den Namen Venezuela, Klein-Venedig.



Wir fahren mit einem Motorboot eine halbe Stunde bis zur Dunkelheit durch die Kanäle.

Die Einwohner hier verdienen in ihrem ganzen Leben weniger, als ich in einem Jahr. Um mich herrscht eine friedvolle und glückliche Trostlosigkeit. Dies hier ist Chavez-Land. Hier erhielt Chavez, der frühere Präsident, und auch sein Nachfolger achtundneunzig Prozent der Stimmen.

Mir fällt auf, dass gerade hier keine Hauswände mit politischen Parolen besprüht waren, wie ich es sonst Hunderte, wenn nicht Tausende Male in Venezuela sah. Die Schnellstraßen rufen mir Bilder aus Kuba ins Gedächtnis, wo an jeder Straßenecke eine politische Parole auf den ahnungslosen Fußgänger lauert.

Das Land scheint in einem Dauerwahlkampf gefangen zu sein, in dem sich die politischen Lager unversöhnlich gegenüber stehen: Maduro, der Präsident, der *tropische Mussolini*, der den Armen hilft und die Milliarden aus dem Ölgeschäft für soziale Zwecke nutzt und deshalb von vielen bejubelt wird.

Präsident Maduro, anscheinend so korrupt wie seine Vorgänger, führt das Land wie ein Diktator. Arbeitslosigkeit und Inflation steigen, das Einkommen der Mittelschicht sinkt. Er selbst nennt sich einen Fidelista, einen Anhänger Fidel Castros, der lebende Albtraum der Vereinigten Staaten Amerikas. Wer in Washington hoffte, dass mit dem Tode Castros das Problem des Kommunismus erledigt wäre, sieht nun einen jüngeren Nachfolger. Ein Fidelista mit dreiundzwanzig Milliarden Dollar jährlichen Öleinnahmen.

Florida und Arizona kaufen ihr Öl teilweise aus Venezuela und sind daher abhängiger von diesem Mann, als es je ein US-Staat von Castro war.

Seit Jahren erhält vielleicht auch deshalb Kolumbien die meiste Entwicklungshilfe aller südamerikanischen Länder aus Washington. Wenn Du einen Feind schwächen willst, stärke seinen kriegsbereiten Nachbarn.

Die Reichen Venezuelaner leben meist in den USA. Wer vermag zu sagen, ob nun Einheimische oder „Yankees“ ihr Geld aus dem Land ziehen und damit Arbeitslosigkeit und Inflation erhöhen?

Wer hat die Beweise, dass Amerika ein armes Hinterland braucht? Nur die Armut sichert die stetige legal-illegale Einwanderung (sie wird von der Polizei trotz Kenntnis toleriert; nach dem Gesetz ist sie verboten) von jährlich ein paar Millionen Habenichtse in die amerikanischen Südstaaten während der Erntezeit.



Erst spät kommen wir in die Stadt zurück. Manchmal ist die Fahrt nur im Schritttempo möglich, weil die Schlaglöcher auf der ungeteerten Straße keine schnelle Fahrt erlauben. Manchmal müssen wir auch umkehren, weil wir an einer Straßenkreuzungen ohne Hinweisschilder den falschen Weg eingeschlagen haben.

Schon während der Fahrt höre ich, dass der Wasserfall, den ich suchte, im Süden des Landes liegt, also gut eintausend Kilometer von uns entfernt. Am Abend sehe ich dann in den Nachrichten noch einen Beitrag, dass eine neue Brücke in Griechenland die längste Brücke der Welt in Italien ablösen sollte.

Mein „venezuelanisches Weltwunder“ habe ich also nur einmal aus der Luft gesehen und würde es auch morgen trotz eines Versuchens nicht mehr sehen sollen.

Auch hier gibt es zu viele Autos für die wenigen Straßen. Der Stadtplan ähnelt dem Straßenverlauf der Mannheimer Innenstadt: alle Straßennamen sind mit Zahlen und Buchstaben bezeichnet, ein schachbrettartiger Verlauf über weite Teile der Stadt erleichtert die Orientierung.

In diesen Momenten denke ich an den Spruch, dass die Welt ein Dorf ist, denn ich hätte niemals im südamerikanischen Dschungel eine Stadt nach den Plänen der europäischen Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts erwartet. Voltaires Spuren im südamerikanischen Urwald.

Hier ist das Zentrum der Ölindustrie Venezuelas. Tropische Temperaturen mit karibischer Luftfeuchtigkeit ergeben ein ideales Klima für Mangos und Kokosnüsse. Das Arbeiten wird dadurch nicht gefördert.

Dennoch sagen die Menschen in Caracas oft: Maracaibo ist die kühlsche Stadt des Landes. Denn nirgends im Land gibt es so viele Klimaanlagen. Mehrfach überfällt mich ein Frostschauer, wenn ich hier in ein Taxi steige oder in eines der vielen Shopping Center trete.

Es ist daher nicht verwunderlich, wenn die beliebteste Branche im Stadtkern die Apotheken sind. Nie zuvor sah ich eine derart große Konzentration von Apotheken. Viele Apotheken haben vierundzwanzig Stunden an sieben Tagen in der Woche geöffnet. Bis zu sechsunddreißig Prozent Rabatt auf irgendwelche ominösen Brutto-Preise sollen die Kundschaft in die Läden locken.

Mein letzter Tag in Venezuela ist angebrochen. Mein Frühstück genieße ich im „Feinkaffee“. Dies Café gründete eine deutsche Einwanderin vor fast vierzig Jahren. Tausende Nazis flüchteten nach 1945 aus Deutschland und den besetzten Ländern nach Südamerika.

Vom Paraguaynischen Konsul für die spanischen Inseln sagte mir ein Briefmarkenhändler aus Heidelberg, dieser Mann, ein Mitglied der Waffen-SS, habe 1945 mit dem letzten U-Boot die Ukraine Richtung Montevideo verlassen. Den Konsultitel erhielt er zusammen mit einem der Töchter des Diktators Stroessner, die zu seiner dritten Frau wurde. Heute ist er fast achtzig und zum achten Mal verheiratet. Warum kam Frau Fein nun nach Südamerika? Die Frage bleibt unbeantwortet.

Plastikstühle im Thonet-Stil an einer kupfernen Tischplatte und ein dickflüssiger Kakao mit Sahne und viel Zucker versüßen mir den Abschied.

Venezuela ist das größte Anbaugelände der Welt für Kakao. Schokolade ist das klassische Getränk des Landes. Trotzdem schmecken mir die Kakaos auf der Via Veneto in Rom oder der Plaza Mayor in Madrid besser.

Um elf Uhr zwanzig hole ich meine Koffer aus dem Hotel und nehme den Weg zum Flughafen. Ich möchte noch die Brücke sehen, aber der Taxifahrer versichert mir das Wichtige, el muy importante, sei es , frühzeitig am Flughafen zu sein. Das Flugzeug zurück nach Caracas verspätet sich mit fast zwei Stunden leider noch mehr, als das Flugzeug auf dem Hinweg.

In dem Augenblick in dem ich meine Koffer beim Air France Schalter für den Flug nach Paris einchecken möchte, wird dieser geschlossen. Betteln und Diplomatie, Geld und gute Worte – es hilft alles nichts. Ich werde auf morgen oder übermorgen vertröstet. Der morgige Flug ist zudem bereits ausgebucht, warum also überhaupt die Hoffnung auf die Warteliste setzen?

Eines meiner ersten spanischen Worte war „manana“ Im Wörterbuch steht als Übersetzung „morgen“. Ich aber weiß: es heißt nur „nicht heute“. Es kann morgen sein, aber auch nächste Woche, nächsten Monat... Ein

mitteleuropäischer Besucher Spanien oder Südamerika hat deshalb allen Grund zur Skepsis, wenn man ihm „manana“ sagt.

Zerknirscht mache ich mich auf dem Weg zum Schalter der Fluggesellschaft, die für die Verspätung aus dem Osten Venezuelas verantwortlich ist. Enttäuschung und Freude wechselten sich dabei ab.

Andere Schicksalsgenossen drängen sich um den Schalter: Der achtundzwanzigjährige Sebastian aus Amsterdam ist der Vertreter für Puma in Panama. Der dreißigjährige Michael arbeitet als Finanzanalyst für die Regierung in Washington. Sein Hobby ist die Formel IV mit einem Porsche 911. Beide Männer suchen für sich und ihre Freundin einen Flug Richtung Heimat.

Die Fäden des Schicksal sind für mich nicht günstig. War es moira oder tyche?. Gegen halb zehn starte ich mit einer anderen Maschine nach Madrid, bekomme gratis einen Anschlussflug der Lufthansa nach Düsseldorf und treffe endlich mit dem Zug gegen siebzehn Uhr am Kölner Hauptbahnhof ein.

Wegen eines Brandes im Mediapark fahren keine weiteren Züge, mein Auto hat eine leere Batterie und erst mit Hilfe eines Taxifahrers und eines Mitarbeiters lande ich im Büro, nehme dort ein anderes Auto und bin nach zwanzig Stunden Reise endlich zu Hause angekommen.

Jürgen Wolff